

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 19 (1915)

Artikel: Ewald Christian von Kleist

Autor: Reinacher, Karl S.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572477>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ewald Christian von Kleist.

Zu seinem zweihundertsten Geburtstag.

Nachdruck verboten.

Am 7. März waren es zweihundert Jahre, seitdem der Dichter des „Frühlings“ und der „Ode an die preußische Armee“ zu Zebelin in Pommern auf dem väterlichen Stammschlosse geboren wurde. Sein Ruhm ist erbläst ob dem des unglücklichen Heinrich von Kleist; aber was diesem, dem großen Dramatiker, versagt blieb, die Anerkennung der Zeitgenossen, fiel dem ältern Kleist reichlich zu. Ein freundliches Geschick hatte dem Leutnant v. Kleist den liebenswürdigen Ludwig Gleim zugeführt, als er infolge eines Duells verlebt zu Potsdam lag. Gleims Besuch bei dem ihm unbekannten verwundeten Offizier brachte jenem nicht nur einen treuen Freund und Förderer seiner schüchternen Anfänge in der Poesie, sondern auch die mannigfachsten Beziehungen zu den deutschen Schriftstellern, die Gleim eifrig pflegte, abgesehen davon, daß der Dichter — wie er in seiner Autobiographie erzählt — Kleists eigentlicher Lebensretter wurde durch das Vorlesen seines Scherzgedichtes „An den Tod“ (dem er die Mutter statt des rostigen Mädchens zu küssen empfahl), was den Verwundeten so zum Lachen reizte, daß die Wunde bei seiner Wunde auffrang und dadurch Wundbrand verhindert wurde.

Die Freundschaft mit Gleim hat den von Haus aus durchaus nicht dazu bestimmten Ewald v. Kleist zum Anstrengter gemacht, und als treuer Jünger seines Meisters sang der hypochondrische Leutnant zierliche Verschen von einer Phyllis schneigem Busen und von einer Doris, die ihn vor Amors Wunden rettete. Zu Gleims Tändeleien war aber doch Ewald von Kleist zu ernsthafter Natur, und so sah man ihn bald, nachdem der Freund seine Muse vom Schlummer geweckt hatte, auf den Wegen Hallers wandeln. Das „Lob der Gottheit“ zeigt direkte Beeinflussung durch unsern Berner Dichter. Seine unglückliche Liebe zu Wilhelmine von der Goltz und die Verständnislosigkeit seiner militärischen Kameraden gegenüber seinen poetischen Idealen ließen Kleist aus tiefstem Selbstempfinden dichten. Seine Eifersucht auf einen an-

dern, „der mit langen Titeln prahlt und dessen Leib von Gold und Demant strahlt,“ und wiederum sein schwermütiges Verzichten:

„Zwar, Doris, du verdienst ein größer Glück;
Ich bin zu schlecht, die Tugend zu belohnen,“
sowie seine Todessiehnsucht, sie ergreifen den Leser wie Günthers Liebeslieder durch die Macht der Wahrheit des Empfindens. Ergreifend ist auch seine „Sehnsucht nach Ruhe“:

„O Silberbach, der vormals mich vergnügt,
Wann wirst du mir ein sanftes Schlaflied
rauschen!
Glückselig, wer an deinen Ufern liegt,
Wo voller Reiz der Büsche Sänger lauschen!“

So schrieb ein Offizier Friedrichs des Großen! Und wie sehr versteht man gerade in unsren Tagen seine erschütternde Klage über die Greuel des Krieges:

„Der Fruchtbau traurt, die Halmen bücken sich,
Der Weinstock stirbt von räuberischen Streichen.
Die schöne Braut sieht hier ihr ander Ich,
Den Blumen gleich, durch kalten Stahl erbleichen;
Ein Tränenbach, indem sie es umschließt,
Neigt ihr Gesicht, wie Tau von Rosen fließt.
Dort flieht ein Kind; sein Vater, der es führt,
Fällt schnell dahin, durchlöchert vom Geschüze;
Er nemt es noch, eh er den Geist verliert.“

Wie mancher Turm, aus Marmor aufgeführt,
Der stolz sein Haupt hoch in die Wolken hebt,
Stürzt von der Glut! Des Bodens Feste beb't!
Das blaße Volk, das Löschen will, erstickt;
Die Gassen deckt ein Pflaster schwarzer Leichen.“

Die gleiche edle, humane Gesinnung, die aus diesen Zeilen spricht, zeigte Kleist auch in seiner Kriegsode, wo er dem „unüberwundnen Heer“ Friedrichs zuflüst:

„Nur schone wie bisher im Lauf von großen Taten
Den Landmann, der dein Feind nicht ist!
Hilf seiner Not, wenn du von Not entfernet bist!
Das Rauben überläßt den Feigen und Croaten!“

Und Theorie war Kleists Humanität nicht; als Direktor des Feldlazaretts zu Leipzig, 1757, bewies er seine menschenfreundliche Gesinnung nach der Schlacht bei Roßbach an Freund und Feind. Und doch zeigt sein „Morgenhymnus der erwachenden deutschen Dichtung an das erstarkende deutsche Heer“, wie die „Ode an die preußische Armee“ genannt wurde, und

noch mehr „Cissides und Paches“, seine letzte größere Arbeit, durchaus jene entschlossene Kriegsstimmung, die das Motto „Siegen oder Sterben“ voranstellt. Bei Kunersdorf hat ja auch Ewald v. Kleist als Major — er blieb an der Spitze des Bataillons zu Pferde gegen Vorschrift, damit man ihm nicht Schonung des eigenen Lebens vorwerfen könne — mit dem eigenen Leibe seinen Patriotismus besiegt, als er tödlich verletzt zusammenbrach. Altgermanische Mannentreue! Leute, die in der deutschen Literatur wenig bewandert sind, reden oft und viel vom deutschen „Militarismus“. Ewald v. Kleists Leben und Werke wären ein Beitrag zu besserem psychologischen Verständnis eines Nationalcharakters, der für andere unvereinbar scheinende Gegensätze enthält.

Kleists Ruhm war aber längst begründet, als er seine Kriegsode, 1757, dichtete. 1749 war sein „Frühling“ erschienen, jubelnd begrüßt von jenem Kreis deutscher Dichter, die unter dem Namen „Bremer Beiträger“ bekannt sind. Ein Zürcher, der sich mit Kleist in Potsdam befreundet hatte, der Arzt Hans Kaspar Hirzel, später bekannt durch „Kleinjogg“ Geschichte, hatte auf seiner Heimreise eine Abschrift des Gedichts mitgenommen und sie in Leipzig vorgelesen. Klopstock war begeistert; Bodmer mußte ihm eine Abschrift senden. Rasch folgten sich die Ausgaben, 1750 die zweite von Berlin, 1751 die Zürcher Ausgabe von Hirzel, 1754 Gessners Ausgabe mit dessen Kupferstich und eine Frankfurter Ausgabe, 1756 und 1758 die beiden Berliner Ausgaben in den Gedichtsammlungen, nach Kleists Tod die verschiedenen Ausgaben von Ramler und Rörte. Übersetzungen erschienen im Italienischen, Französischen, Latein (!), Niederländischen, Polnischen und Ungarischen. Von den vielen Nachahmungen sind besonders Wielands „Frühling“ und Zachariäss „Ta- geszeiten“ bekannt.

Thomsons großes Meisterlied auf die Ehre Gottes in der Natur hat Kleist aus tiefstem Selbstempfinden auf deutsche Art dargestellt, weniger episch und imposant, dafür wärmer aus dem Gemütsleben sprechend. Wir hören aber auch unseres

großen Hallers edle Schwärmerie aus seinem Lob des „dreimal seligen“ Landvolks, „das ohne Stürme des Unglücks das Meer des Lebens durchschifft, dem einsam in Gründen die Tage wie sanfte Weste verfliegen!“ In solch holden Gefilden, wünscht Kleist, möchte ihm die letzte Ruhe verstattet sein — Deutsches Gemüt! Wir finden es wieder in seinem Appell an die Fürsten: „Verwandelt die Schwerter in Sicheln!“ und in seiner kindlich-frommen Religiosität: „Durch dich ist alles, was gut ist, unendlich wunderbar Wesen, Beherrcher und Vater der Welt! Du bist so herrlich im Vogel, der niedrig in Dornstauden hüpfst, als in der Feste des Himmels!“

Kleists Beziehungen zu Zürich sind bekannt. Hirzel hatte ihn oft eingeladen. Nach fünfjähriger Trennung, im November 1752, konnte er endlich den Freund besuchen. Begeistert schrieb er dem treuen Gleim das Lob der Schweizerstadt und seiner neuen Freunde: „Zürich ist wirklich ein unvergleichlicher Ort, nicht nur wegen seiner vortrefflichen Lage, die unique in der Welt ist, sondern auch wegen der guten und aufgeweckten Menschen, die darin sind. Statt daß man in dem großen Berlin kaum drei bis vier Leute von Genie und Geschmack antrifft, trifft man in dem kleinen Zürich mehr als zwanzig bis dreißig derselben an ...“ Aber das Ende des Besuchs war äußerst ernüchternd; bei Nacht und Nebel mußte der preußische Werbeoffizier die Stadt verlassen. Die holländischen Offiziers und einige andere Umstände hätten ihm den Aufenthalt unerträglich gemacht, schrieb er von Schaffhausen am 11. Januar 1753 an Bodmer. Immerhin hatte der Besuch in Zürich eine wertvolle Freundschaft begründet: mit Salomon Gessner blieb Kleist in Briefwechsel, und die Freundschaft übte gegenseitig einen günstigen Einfluß auf ihre Dichtungen aus. Der Verkehr mit Bodmer war durch die Anwesenheit Wielands gehindert, der des Meisters ganzes Herz gewonnen hatte. Obwohl sich Ewald v. Kleist bemühte, sich „besser aus der Affaire zu ziehen als Kl“ (Klopstock), und selbst nach des strengen Zürcher Kritikers Urteil sich „sobre und gesetzt“ benahm, kam es nur zu einer höf-

lichen Annäherung. Nachdem seine Werbe-
geschäfte in Schaffhausen das gewünschte
Resultat ergeben, verließ Kleist die Schweiz
amfangs April 1753; in Bülach hatte er
zuvor noch von Gessner und den Zürcher
Freunden Abschied genommen. Trotz-
dem blieb ihm eine bittere Erinnerung an
die Flucht aus Zürich, „wo von Stolz der
Geist, der Leib von Räse schwillt“. Der
milde Lavater aber verewigte den „edeln,
beherzten entschloßnen — männlichen

Mann“ nach Fühlis Bild in seiner „Phy-
siognomie“, und Hirzel schrieb eine warme
Charakteristik dazu. „Glücklich der Mensch,
der ihn zum Freunde hatte!“ Lessing, der
dem einsamen Junggesellen in Leipzig
eine Zeit lang die getrennten Freunde er-
setzte, schrieb unter seinen Epigrammen
eines nach Kleists Tod als Grabschrift des
Freundes:

O Kleist! Dein Denkmal dieser Stein?
Du wirst des Steines Denkmal sein.

Karl H. Reinacher, Roggwil.

Neue Schweizer Lyrik.

Der Vortritt in unserer diesmaligen
Betrachtung sei einem jungen Schweizer
Dichter gestattet, dem er mit Fug und
Recht gebührt. Hans Roelli ist den
Lesern der „Schweiz“ kein unbekannter
Ansänger mehr, dessen Dichtungen mit
der üblichen vorsichtigen Zurückhaltung
aufzunehmen wären. Der junge Zürcher
Poet, dessen Erstlingsbändchen „Ein
Ring“ seinerzeit von mir als ein beste
Hoffnungen erweckender dichterischer Ver-
such bezeichnet worden ist, hat mit seinem
neuen Lyrabändchen „Das leuchtende
Jahr, Verse der Jahreszeiten und Minne-
lieder“¹⁾ durchaus gehalten, was er ver-
sprach. Er hat sich vor kurzem in unserer
Zeitschrift²⁾ mit seiner Prosadichtung
„Jochem Steiner“ auch als feinsinniger Ge-
stalter in ungebundener Rede eingeführt,
und auch dies Werk, das der Liebhaber va-
terländischer Neulanderscheinungen nicht
unbeachtet lassen sollte (es ist unlängst in
Buchform herausgekommen³⁾) erweist in
der ganzen stilistischen Formgebung den
„reinen Lyriker“ von überraschend reicher
und vielseitiger Beobachtungsgabe und
einem oft geradezu glänzend bildhaften
Darstellungsvermögen. Gerade das primi-
tiv Ursprüngliche, das poetisch Eigenartige
und Persönliche scheint mir in diesen bei-
den letzten Gaben des Dichters Roelli sei-
nen besonders kraftvollen Ausdruck gefun-
den zu haben. Treten wir auf das gehalt-

volle, doch keineswegs überlastete Büch-
lein lyrischer Gedichte noch etwas näher
ein, so darf man in erster Linie auch seine
reife künstlerische Selbstzucht, seine glü-
ckliche und disziplinierte Verwendung eines
ziemlich reichhaltigen poetischen Sprach-
gutes, bei aller Vielseitigkeit der aufstre-
tenden Motive und Stoffe, rühmend her-
vorheben. Einzelne Gedichte sind in ihrer
bewußten Abrundung und Geschlossenheit
schon nahezu kleine lyrische Meisterstücke
geworden, wenn auch natürlich — selbst
in dieser gedrängten Auswahl des Ge-
botenen — lange nicht alle Lieder von
der gleichen überzeugenden Unmittelbar-
keit und erquickenden Echtheit und Frische
des dichterischen Impulses erzeugt und be-
seelt sind. Aber einige sind darunter, die
schlechthin Dichterwort gewordene Stim-
mungsfülle, künstlerisch geformten und
verklärten Seelenzustand, innerstes Er-
leben verraten; ich rechne zu diesen unbe-
streitbaren Erzeugnissen geweihten Mu-
sensdienstes Lieder wie „Die Begegnung“,
„Die blühende Nacht“, „Kornblumen“,
„Herbstnächte“ (Nr. 1) und „Die Rast“.
Zwei kurze Proben, die für unser Emp-
finden den Gipfelpunkt darstellen, den die
nach Vollendung und Vertiefung stre-
bende Liedkunst Roellis bisher erreicht
hat, mögen hier stehen als Zeugnisse einer
individuell stark ausgeprägten, hohen und
vornehm-schlichte Ausdrucksformen wähl-
enden dichterischen Begabung, einmal
das köstliche Stimmungsleinod „Im
Mittag“:

Weisse Wolken ruhn
Hoch im Dunkelblauen,
Und in lächelndem Beschauen

¹⁾ Buchschmuck von Josef Hermann, St. Gallen.
Zürich, Verlag Art. Institut Drell Fügli, 1914. ²⁾ Bd. XVII
(1913), S. 14 ff., 39 ff. 2c. ³⁾ Die Geschichte des Jochem
Steiner. Nach Tagebuchblättern und Aufzeichnungen des
Jochem Steiner herausgegeben von Hans Roelli, St.
Gallen, Buchschmuck von Josef Hermann, St. Gallen.
Zürich, Druck und Verlag Art. Institut Drell Fügli, 1914.